

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1849) Unterhaltungsblatt**

31 (22.4.1849)

# Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 22 April 1849.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandecker.

N<sup>ro.</sup> 31.

## Das blutige Halsband.

(Schluß.)

„Mein armer Vater sah sich nun ohne Rath, Trost und Hilfe. Niemand achtete seiner Klagen; Jeder hatte nur mit sich selbst zu thun. Heißte (flehte) er für seine hungernden Kinder, so schalt man ihn einen faulen Bettler; wollte er einige Kreuzer borgen, höhnte man ihn aus; bei seinem Brodherrn durfte er keine neue Bitte um ein Darlehen wagen. Und wenn er nun bei seinem Glende noch den Jammer der Armen sah, die zur Mühle kamen und vergebens um eine Hand voll Mehl flehten, derselben Armen, denen er einst so freudig mitgetheilt hatte, so vergaß er wohl einen Augenblick seiner eigenen Noth, und jammerte, daß er jetzt nichts mehr, als eine Thräne des Mitleids für die Unglücklichen habe. Kam er dann nach Hause, und fand seine kränkenden, zu Serippen abgekehrten Kinder, so brach ihm vollends das Herz. Er versuchte zwar, in den Feierstunden noch etwas zu erwerben; wir ältern Kinder mußten hie und da einen Kreuzer zu verdienen suchen: aber, lieber Gott, was half das, die Noth war zu groß. Mein kleiner Bruder hatte beim Holztragen einen gefährlichen Fall gethan; ein anderes war von einem gefühllosen Bettelvogt blutrünstig geschlagen; wir alle jammerten über erfrorene Hände und Füße; ein Schwesterchen hatten Hunger und Kälte zur Leiche gemacht; die Gläubiger drohten mit dem Schuldthurm, der Hausherr wollte uns aus dem Hause werfen, und überall kein Holz, kein Brod, kein Geld. Da lief mein Vater noch einmal zu seinem Brodherrn, und bat um Gotteswillen und mit heißen Thränen um einige Hände voll Mehl; umsonst! Er umfaßte seine Knie, und legte ihm das Leben acht verhungerner Kinder auf sein Gewissen. Vergebens! Der hartherzige Wucherer war taub gegen allen Jammer. Er habe geschworen — o meine Freunde, wohin kann doch Geldgier den Menschen bringen! — er habe einmal geschworen, nicht eher ein Körnlein wegzugeben, bis das Getreide einen bestimmten Preis erreicht habe. Halb ohnmächtig taumelte der Unglückliche fort; da begegnete ihm unterwegs eine gutherzige Matrone, die ihr Beutelschen willig öffnete, und das Wenige was sich darin befand, in seine Hand schüttete. — Sogleich lehrte er wieder um, sprang zur Mühle, füllte sein Taschentuch mit Mehl und wollte eben zu dem Meister hinaufsteigen, und ihm seine Daarschaft dafür einhändigen, als ihm dieser plötzlich in den Weg trat. „Spizbube,“ rief er, habe ich Dich ertappt, Du Dieb!“ Hier stieß der grausame Mann ihn vor sich zur Thüre hinaus. „Aus Gnade sei Dir die Strafe geschenkt,“ rief er ihm nach, „aber wage nicht, je wieder einen Fuß in die Mühle zu setzen.“

„Lieber Leser!“ „Gott führt die Seinen oft wunderbar, und seine Wege sind nicht die unsern.“ Hätte der Unglückliche diesen Grundsatz recht vor Augen gehabt, wäre er fest überzeugt gewesen, daß alle Dinge, die Gott gibt, und sollten sie die härtesten Prüfungen enthalten, seinen Kindern zum Besten dienen, er würde nicht in solch wilder Verzweiflung nach Hause gerannt seyn. —

„Da fand er uns arme Kinder noch wach und weinend; wir konnten vor Hunger und Frost nicht einschlafen. Ich kniete eben vor dem Strohlager meines jüngsten Schwester-

chens, das im Todesröcheln lag, und faltete ihm seine kalten Händchen, als der Vater mit einem fürchterlichen Blick in die Kammer stürzte. Noch heute steht das schreckliche Bild vor mir, wie er fast entseelt auf die Bank fiel, dann wieder aufsprang und sich mit geballten Fäusten wüthend vor die Stirn schlug. „Väterchen, wimmerte mein kleiner Bruder unter der Decke hervor, wenn ich nur einen Löffel voll Suppe hätte, ich muß sonst auch umkommen, wie das arme Händchen da.“ „Du sollst ihn haben!“ rief der Vater, und sprang auf: „Wartet nur noch einen Augenblick, so bringe ich Euch Allen reichlich zu essen.“ — Er stürzte fort, ohne sich eines deutlichen Gedankens bewußt zu seyn; bis auf den Tod erschöpft, mußte er sich an ein Haus anlehnen, um nicht umzusinken. Da fand ihn der Nachwächter ein alter Bekannter und reichte ihm mitleidig seine Flasche. Die wenigen Tropfen brachten seine Sinne plötzlich in Aufbruch, er rannte zur Mühle, kletterte über die Gartenmauer in den Hof, und wollte sich eben eines Hahns bemächtigen, als auf das Gebell der Hunde ein Knappe herbeisprang und ihn ergriff. Mein Vater rang seinem Gegner den Knotenstock aus der Hand, riß sich los und floh; aber der Knappe war schneller als er, er erreichte ihn zum zweitenmal und schrie um Hilfe, erhielt aber im gleichen Augenblick einen Schlag so hart an die Schläfe, daß er entseelt zu Boden sank.“

„Mein Vater, betäubt und erstarrt im Anblick seiner That, ließ sich ohne Gegenwehr ergreifen, und reichte geduldig seine Hände den Fesseln hin. Das Gesetz war streng, der Richter unerbittlich; der Unglückliche ward zum Schwerte verurtheilt. Er empfing den Todespruch mit Ruhe und Ergebung. „Ich sterbe gern,“ sagte er, als der Stab über ihn gebrochen war; „wird doch mein hartes Schicksal Herzen erwecken, die sich meiner hilflosen Kinder erbarmen. Ihr Vater mußte erst unter Henkershand verbluten, ehe er sie dem Hungertode entreißen konnte. Mit der Welt bin ich fertig, und dort im Himmel wohnt ja die ewige Erbarmung, die uns gnädig zu richten verheißt hat, wie wir die Schuld der Menschen in unsern Herzen austilgen.“ Er bat nur um die Vergünstigung, seine Kinder noch einmal sehen zu dürfen, und erhielt sie ungesäumt. Wir wurden zu ihm in den Kerker geführt. Unserer waren noch fünf; die vier andern hatte unser himmlischer Erlöser schon in seinen Schooß genommen. Welch Entsetzen ergriff uns, als wir das bleiche, starräugige Seripp im Sterbekittel auf uns zuwancken sahen! Ein Schauer fuhr durch mein Gebein, da es die Arme um uns schlang, und die Kette in den hohlen Ton der Stimme rasselte. O ihr guten Menschen alle, die ihr dieses leset, faltet eure Hände und danket Gott, daß er euch vor einer solchen Abschiedsstunde bewahrte. Noch heute, nach fünfzig Jahren, fließen meine Thränen um das Andenken an diese Trennung, und sie werden nur dann verstehen, wenn einst diese Augen sich auf ewig schließen! „Meine armen, lieben Kinder!“ sagte mein Vater beim Abschiede zu uns, „lebet wohl und betet für mich. Gott im Himmel möge Euer Vater seyn und Euch versorgen und beschützen. Habet ihn Euer Lebenlang vor Augen!“ Dann küßte er uns, nachdem er uns gesegnet, und wir trennten uns, in Thränen schwimmend.“

„Am andern Morgen tönte das Todtenglocklein, welches das Zeichen zum letzten schweren Gange gab. Der Weg zum Richtplazze führte vor der Mühle vorbei, deren Besitzer für diesen Tag eine glänzende Gesellschaft geladen hatte; er feierte gerade das Geburtsfest seiner Frau, die neben ihm am Fenster stand, mit einem prächtigen, mit Edelsteinen besetztem Schmucke prangend, den ihr Mann vor einigen Augenblicken ihr um den Hals gehangen hatte. Mein Vater stand hier unter den Fenstern bei der Mühle still und warf einen furchtbaren Blick hinauf. „Blut! Blut!“ rief er mit schrecklicher Stimme: „Seht, wie diese edlen Steine von Blut und Thränen triefen!“ Da sank die Frau plötzlich zu Boden. Man trug sie aufs Bett und sprang nach Ärzten. Sie kam wieder zu sich, aber ihre Phantasie war zerrüttet. Unaufhörlich sprach sie von dem blutigen Halsbande, das sie mit ihren Thränen wieder rein waschen wolle; ohne Unterlaß bestand sie darauf, der unglückliche Mann solle zu ihr gebracht werden. Ein hitziges Fieber brachte sie an den Rand des Grabes. Sie genas, und der erste Gebrauch, den sie von ihrer zurückkehrenden Vernunft machte, war, daß sie uns Kinder zu sich bescheiden ließ. Wir wurden vor ihr Bett geführt. Fast hätte unser Anblick einen Rückfall bei ihr bewirkt. Aber der erste Schmerz ging vorüber, und die zärtlichste Liebe und Sorgfalt traten an dessen Stelle. Wir dursteten von dieser Stunde an ihr Haus nicht mehr verlassen. Der Schmuck ward auf der Stelle verkauft und von dem Erlös der Grund zu diesem Waisenhause gelegt. Sie ordnete dann selbst den ganzen Bau an, gab mit freigebiger Hand, um das Werk zu fördern; und als nun das Gebäude da stand, und die ersten Waisen eingeführt wurden, legte sie die Verschreibung einer ansehnlichen Summe in die Hände der Vorsteher nieder, auf daß diese wohlthätige Anstalt für ewige Zeiten fortleben und gedeihen möge. —“

„Nicht lange darauf ging ihr Mann aus dieser Welt, und hinterließ ihr alle seine Schätze. Als bald verkaufte sie die Mühle und zog hierher, um ihre Tage allein den lieben Pflegekindern zu widmen. Ich und meine Geschwister sind hier ganz unter ihren Augen aufgewachsen. Wir alle danken ihr eine reichliche Versorgung und glückliche Tage. Aber nicht wir allein, auch so viele frohe und zufriedene Menschen, die diese lange Reihe von Jahren hindurch als hilflose Waisen Nahrung, Obdach und Unterricht empfangen, und zu nützlichen Bürgern des Staates gebildet wurden, heben täglich mit uns ihre Hände zu Gott auf, und bitten um Segen und Vergeltung für ihre Wohlthäterin. Vor einem halben Jahre ist sie sanft und selig in unsern Armen verschieden. Sie hatte wiederholt befohlen, daß ihre irdische Hülle ganz still und prunklos in die Erde versenkt werden sollte: aber keiner Fürstin kann ein ehrenvolleres Begräbniß werden, als diese edle Matrone ungesucht und ungewünscht empfing. Am Morgen dieses Tages wahlfahrteten aus Nähe und Ferne Alle, die einst Jüglinge dieser Anstalt gewesen waren, zu diesem Hause, und zogen in diesem Trauergewand, und mit noch tieferm Leid im Herzen, vor dem Sarge her. Es war eine lange, lange Reihe. Nie sind Thränen ungeheuchelter gestossen. Dankesthränen! Hier wurden sie gesäet, dort sollen sie in einer reichen Ernte eingesammelt werden. Kurz vor ihrem Ende hatte die Seltsame nach langen, beharrlichen Bemühen ausgewirkt, daß die Gebeine meines Vaters, so viel deren noch übrig waren, aus dem Kreuzwege, wohin man ihn verscharrt, ausgegraben und in einen abgelegenen Winkel des Todtenackers niedergelegt wurden; und als sie starb, verordnete sie ausdrücklich, daß ihre irdischen Ueberreste dicht daneben eingesenkt würden.“

„Da seze ich mich nun oft auf dieses Grab, und denke den mannigfachen Wegen nach, die ich auf dieser Erde haben wandeln müssen, und freue mich dann der Stunde, wo ich

auch da unten schlafen werde. Zuweilen auch versammle ich alle meine lieben Pflegekinder, und ziehe mit hinaus, wo unsere vorangegangenen Lieben schlafen; da stehen wir dann um die Gruft der Todten und heben unsere Hände zum Himmel auf, und danken dem lieben, gnädigen Gott, daß er unserer Vaterstadt eine so gute und treue Mutter hilfloser Waisen bescheert hatte. Friede ihrer Asche! —“

— Bis hieher reichte die schriftlich hinterlassene Erzählung des ehrwürdigen Waisenvaters. Ich füge nur noch schließlichs bei:

„Wie diese Geschichte, so nimmt das Meiste in der Welt einen guten Ausgang; wir können nur mit unsern blöden Augen nicht immer die feinen Fäden einer Begebenheit bis dahin verfolgen, wo sie zu einem schönen und festen Bande zusammengeschlungen werden. Gottes Vatergüte waltet überall und immerdar. Er greift nicht in die Handlungen des Menschen ein, weil unser Wille frei seyn soll: aber er weiß die bösen Thaten alle wieder zum Guten zu lehren. Der Mordbrenner, der die Brandfackel in das Haus seines beneideten Zunftgenossen schleuderte, mußte in der Hand des Ewigen zum blinden Werkzeuge werden, durch welches nach einer Folge von Thaten, eine der wohlthätigsten Anstalten, deren sich je eine Stadt erfreuen kann, ihr Entstehen fand; so wie der arme, unglückliche Müller nicht ahnte, daß aus den Jammerthänen, die er am Hungerlager seiner Kinder verweinte, das zeitliche und das ewige Wohl seiner und tausend anderer verlassenen Waisen aufkeimen werde. Friede auch seiner Asche und Friede und Banne allen gefühlvollen Menschenfreunden, welche in betrübter Zeit ihren armen Nebenmenschen nach Kräften mittheilen von ihren Glücksgütern, die ihnen die Vorsehung zur guten Anwendung verliehen hat.“

Seid in der Nächstenlieb' beharrlich und gerecht;  
Doch unterscheidet auch, was gut ist und was schlecht,  
Berstößt die Sünder nicht, führt sie auf guten Wegen  
Dadurch erwerbt ihr euch, des Himmels reichsten Segen.

## Die Scekler in Siebenbürgen.

(Fortsetzung.)

Ihren Kriegsmuth haben die Scekler immer bewährt. Zur Tartarenzeit wurde bei einem Einfall derselben ein blutiger Säbel von Hütte zu Hütte getragen, und sogleich trat die Landwehr unter selbstgewählten Führern zusammen. Bei ihrem Aufstand von 1562 hatten sie 40,000 Mann, ein Viertel der ganzen Bevölkerung, unter den Waffen. Für den Türkenkrieg von 1692 boten sie freiwillig 22,000 fl. und und für das folgende Jahr die doppelte Summe.

Nebst seiner kriegerischen hat das Sceklervolk auch viel juristische Streitslust. Das kriegerischste Volk des Alterthums, die Römer, hatten das am scharfsinnigsten entwickelte Gesetzbuch und die heutigen Normannen in Frankreich, die Nachkommen jenes Volkes, das trotz seiner geringen Anzahl das Abendland von Scandinavien bis Sicilien eroberte, sind in Frankreich durch ihre Prozesssucht bekannt. Auch die streitbaren Ungarn hatten zu einer Zeit, als fast ganz Europa nur Partikularrechte hatte, schon im 15ten Jahrhundert ihr noch jetzt allgemein gültiges Gesetzbuch, und die Rechtswissenschaft macht einen Theil der allgemeinen höheren Bildung aus und wird an Lyceen gelehrt. Es scheint, daß gerade solche kriegerische Völker, bei denen Streitigkeiten, die passive Stämme, welche eher ein Unrecht hinnehmen würden, gar nicht erheben, zu blutigen Austritten führen könnten, die Ausbildung eines rechtlichen Zustandes frühzeitig als Bedürfnis gefühlt haben. Von den 687 Advokaten Siebenbürgens kommen nur 43 auf die sächsische Nation. Bei solchem Wortwechsel begegnen die Scekler einander mit großer Höflichkeit, reden sich mit „Bruder“ an, bleiben ernst und

würdevoll und schreien nicht, wie die Walachen fast ohne alle Veranlassung thun. Im Allgemeinen sind die Seckler groß, wohlgebaut und kräftig, ihr Schnurrbart ist schwarz, ihr Gesicht regelmäßig und von weniger orientalischem Schnitt, als das der Ungarn. Sie tragen die Haare entweder kurz oder sie flechten oder knüpfen sie zusammen und lassen sie auf die eine Schulter herabhängen. Sie kleiden sich gern in Leinwand nach ungarischer Sitte und halten ihre Häuser reinlich. Sie besitzen ein starkes Nationalgefühl und verstehen sich schwer dazu, eine fremde Sprache zu sprechen. In allen andern Gegenden verstehen sich die Walachen nicht dazu, das Magyarische zu lernen; um sich mit ihnen zu verständigen, müssen die Sachsen und Ungarn die romanische Sprache kennen. Unter den Secklern aber verlieren die Rumans ihre Sprache und Nationalität. Man zählt jetzt ziemlich viele Seckler, die sich zur griechischen Religion bekennen. Es sind das nichts als entnationalisirte Walachen.

Die Seckler stehen in beständiger Verbindung mit den etwa 50,000 Magyarern, welche in der Moldau wohnen, wovon etwa 15,000 Cumanen und 35,000 Seckler sind. Die Moldau hieß im Mittelalter Cumania, weil ein magyarischer Stamm, die Cumanen, sich dieses Landstrichs bemächtigten, während die Magyarer Arpods sich an den Ufern der Theiß niederließen. Nach Eroberung des Landes lagen die Cumanen in beständigen Kämpfen mit den benachbarten Fürsten und machten selbst Einfälle in Siebenbürgen. Nachdem Robert, Bischof von Gran, sie im Anfang des 13ten Jahrhunderts zum Christenthume bekehrt hatte, wurden sie vom König Ludwig I. unterworfen und blieben Unterthanen Ungarns bis zur Schlacht von Mohatsch. Nun kam die Moldau in die Gewalt der Türken. Während dieser Reihe von Jahren sahen sich die Cumanen an Zahl überwogen von den alten Besitzern des Landes, mit denen sie sich vermischt hatten, und sie wären vielleicht ganz verschwunden, wenn nicht Zuzüge von den siebenbürger Secklern stattgefunden hätten. Die Auswanderung der Seckler nach der Moldau hat nie aufgehört, theils aus politischen Gründen, wie 1719, als die Gränzregimenter gebildet wurden, theils 1817 aus Hungersnoth. Manche blieben nicht in der Moldau, sondern zogen weiter bis Bessarabien.

Die Ungarn in der Moldau sind meist Handwerker und zeichnen sich vor den Moldauern durch Thätigkeit, Reinlichkeit, Saftfreundschaft und Gemeinfinn aus. Sie kleiden und nähren sich besser als die Moldauer und holen ihre Frauen aus Siebenbürgen. Von den Walachen haben sie jedoch manche Gebräuche der griechischen Kirche angenommen; sie tragen ihre Todten auf offenen Bahren und stellen auf die Gräber Brod, Wein und Kerzen, was den Priestern zu Gute kommt. Die Zahl der Ungarn in der Moldau vermindert sich und sie verschwinden allmählig unter der andern Bevölkerung. Sie besitzen nur wenig Schulen und keine anderen Priester, als die, welche die römische Propaganda schickt. Diese Italiener geben sich keine Mühe, die ungarische Sprache zu erlernen, so daß sie weder predigen, noch das Volk unterrichten können und sich auf das Messelesen beschränken. Sie fordern das Doppelte von dem, was ihnen für Trauungen und Tausen zukommt und lassen die Sterbenden oft zehn Meilen weit auf schlechten Karren herbeischaufen, um ihnen die letzte Delung zu geben. Die walachischen Popen benutzen dies. Sie besuchen die von der Pfarrikirche entlegenen Dörfer, wohin die römischen Geistlichen nur selten kommen, und reden den Bauern zu, ihre Religion zu ändern, wobei sie oft ihren Zweck erreichen, zumal wenn der Gutsherr sich als Pathe anbietet. Mit der griechischen Religion nehmen sie zugleich die walachische Sprache an und verlieren ihre Nationalität. (Schluß folgt.)

### Für Mütter.

Mütter, lieben Mütter, warum verpuzt Ihr Eure Töch-  
terchen so, warum laßt Ihr die Kinder nicht Kinder seyn.  
Wenn Ihr selbst in weißen Höschen, im kurzen Röb-  
chen, mit herabhängenden Böpfchen, eine bunte Tasche über-  
gehungen, umherspringen woltet, wie würde das lächerlich  
und widerlich seyn! Das fählt Ihr selbst; deshalb tragt  
Ihr seidene Unterröcke, culs de Paris, Boa und Shawl,  
Put und Schleier und einen Muff oder einen Knicker, und  
geberdet Euch wie Erwachsene; denn was für die Kinder  
paßt, das paßt nicht für Euch; aber — was für Euch paßt,  
das paßt nicht für die Kinder!

Weshalb macht es jedem unverdorbenen Menschen Freude,  
ein Kind zu sehen? Nicht etwa weil es klein ist. Wenn  
ein alter Mann so klein wäre, würden wir uns freuen?  
Nein, wir freuen uns, weil die Kleine ein Kind ist, weil  
in ihren Bewegungen die Unbefangenheit und Lebhaftigkeit  
des Kindes, in ihren Augen die Unschuld und Klarheit des  
Kindes, in ihren Mienen die Fröhlichkeit des Kindes sich  
auspricht — mit einem Wort: wir freuen uns, weil sie  
kindlich ist. Ihr nehmt dem Kinde mit dem Puz der  
Alten den Reiz des Kindes, aber Ihr nehmt ihm noch et-  
was Besseres Ihr nehmt ihm den Sinn des Kindes.

Jetzt freut Ihr Euch, wenn die Kleine im Modeanzug  
neben Euch hertrippelt, wenn sie die Schleifen zupft, das  
Höpfchen wirft, und rechts und links um sich blickt, um zu  
beachten, ob sie beachtet wird. Jetzt freut Ihr Euch, wenn  
die Vorübergehenden die gepuzte Kleine beschauen, wenn sie  
sich ansehen und stehen bleiben, und mit dem Finger deuten  
auf das wie eine Dame gekleidete Kind; denn Ihr fählt,  
der Fingerzeig trifft auch die Mutter, und er thut Euch  
wohl in Eurem thörichten Herzen.

Aber wenn die eitle Kleine heranwächst, wenn sie puz-  
süchtig und gefallsüchtig, ohne Sinn für Einfachheit und  
Häuslichkeit, als Mädchen die Deute ihrer Habsucht, als  
Jungfrau die Deute eines Verführers, als Stätin der Ruin  
ihres Mannes wird, wenn die ehemalige Staatsdame mit  
Bettelbriefen umhergeht, die Diebin, die Luftbirne zur Stadt-  
vogtel geführt wird: dann zeigt man auch mit Fingern auf  
sie, dann gilt der Fingerzeig auch Dir, unglückselige Mut-  
ter, und er dringt wie ein Dolchstoß in Dein blutendes zer-  
rissenes Herz! —

Dahin wird es nicht kommen! rufst Du aus, und Du  
hast Recht, dahin braucht es nicht zu kommen, aber da-  
hin kann es kommen, dahin ist es gekommen. Möchtest  
Du auch nur die Möglichkeit auf Dein Gewissen laden, daß  
es durch Deine Schuld dahin kommen kann?

Aber Du bist vielleicht glücklicher, Deine Tochter wird  
nicht zur Diebin, Dein Mutterblick bewahrt die Jungfrau,  
Dein künftiger Schwiegersohn hat die Kraft fest zu seyn ge-  
gen die unmäßigen Ansprüche der Eitelkeit — Du hast Deine  
Tochter äußerlich nicht elend gemacht, aber um den innern  
Frieden, um die stille, reine Freude des Herzens hast Du  
sie doch gebracht.

Wenn sie als Kind schon auf Puz und Tand Werth  
legt, wenn sie auf Kinderbällen (dem Gift für Kinderseelen)  
sich ziert und kokettirt, wenn sie mit Reid auf die besser ge-  
kleidete, mit Hochmuth auf die schlechter gekleidete Gespielin  
blickt, wie soll da in ihrem Gemüthe noch Kindlichkeit Raum  
haben?

Die Seele des Kindes ist ein unbeschriebenes Blatt,  
Ihr könnt darauf schreiben was Ihr wollt; sie ist eine Wach-  
stafel, auf der jeder Eindruck haftet, aber die Wachstafel  
wird zu Erz, und keine Zeit und keine Macht verwischt die  
ersten Schriftzüge und die ersten Eindrücke; o so sorgt denn  
daß jene Schriftzüge heilige, daß diese Eindrücke segensreich  
sind.

Untergrabt nicht die Genügsamkeit und Zufrieden-

ihres Sinns, und damit zugleich das Glück ihrer künftigen Ehe. Jeder Mensch strebt nach Verbesserung, wenn auch nicht nach Verbesserung seines Innern, doch nach Verbesserung seiner äußern Lage; Jeder, und hätte er unendlich viel, will mehr haben als er hat. Was wollt Ihr aber der Jungfrau geben, wenn Ihr dem Kinde schon Alles gabt, was soll der Mann seiner Frau geben, wie soll er sie kleiden, schmücken, erfreuen, wenn sie als Kind schon jede Modethorheit mitgemacht hat? Wie soll der Frau selbst wohl seyn in ihrer Häuslichkeit, wenn nur Puz und Schmuck ihr Freude gewährt, und sie dadurch gerade herausgeführt wird aus dem Hause, in Gesellschaft und Vergnügungsorte? Wie soll sie sich glücklich fühlen in beschränkter Lage, bei nothwendigen Entbehrungen, wenn sie nie eine Beschränkung, nie eine Entbehrung kennen gelernt, nie die Kraft zum Entfagen geübt hat?

O Mütter, lieben Mütter, wie schöne Bänder und Hüte und Kleider und Shawls Ihr Euren Kindern auch schenkt, Ihr nehmt ihnen Schöneres, Ihr nehmt ihnen die Kindlichkeit, die Anspruchslosigkeit, die Häuslichkeit. Ihr richtet ihren Sinn immer mehr nach Aussen, statt nach Innen, und gebt ihnen immer neue Ansprüche, und damit neuen Mißmuth und neuen Reib.

Das Kind hat nichts Schöneres als seine Kindlichkeit, die Jungfrau nichts Schöneres als ihre Jungfräulichkeit, die Hausfrau nichts Schöneres als ihre Häuslichkeit, — nun so laßt, nun so gebt ihnen das Schöne, was sie haben können!

O darum bit' ich Euch wieder und immer wieder, aus Liebe zu den Kindern, aus Liebe zu Euch, aus Liebe zu dem künftigen Schwiegersohn:

verpuzt die Kinder nicht so! B.

### Miscelle.

X Im Jahr 1815 schrieb Einsender dieses folgendes in sein Tagebuch: „Die deutschen Fürsten waren ursprünglich der hohe Adel des Reichs, die Heerführer, Beamten und Richter. Auch beim Anwachsen ihrer Macht und Unabhängigkeit wählten sie doch einen Kaiser, einen Konrad, einen Otto, einen Rudolph, die das Reich und die Nation berühmt und mächtig machten, sich und die Fürsten mit. Warum traten jene nicht zusammen, und erklärten, daß sie keinen Kaiser wählen, sondern Souveräne seyn wollten? Weil das ein Unding gewesen wäre und ihr Ansehen in der Zersplitterung des Ganzen vernichtet hätte. — Warum traten unsere Fürsten nicht frisch und frei zusammen und wählten einen Kaiser, da ihre Souveränität ebenso das Ganze splittern und vernichten wird? Weil Egoismus... die bessere Einsicht überwiegt! Keiner ist stark genug, ein selbstständiges Reich zu bilden, und will er das, so möchte er sich auch erweitern, seine Nachbarn verschlingen, mit des Reiches Feinden Frieden schließen und schöne Bündnisse; kurz, er will Anarchie und Auflösung des Reichs, des heiligen, deutschen, freien, herrlichen Vaterlandes.“

Solche Kaiserträume hegten wir vor 34 Jahren. Sollte uns denn diesmal das hohe Ziel, das wir so nahe wähten, wieder entrückt werden? B.

### Maximaten Kästlein.

⊙ Ein Berliner Bettlerjunge lief einem Herrn weinend nach und bat ihn um eine Gabe. Mein Vater ist todt! rief er, meine Mutter ist todt, und alle ihre Kinder sind todt! — „Wer bist denn Du?“ fragte der Fremde: „Ich rechne mich der Sache nur an, weils doch gar zu traurig ist.“

⊙ Von einem Bauer aus D—h, bei welchem Orte bekanntlich im vorigen Frühjahr ein Treffen zwischen den

württembergischen Truppen und den Republikanern stattgefunden hat, wurde für geleistete Fuhrer folgende Rechnung eingereicht:

1) Vier todte Freischärler vom Kampfsplatz auf den Kirchhof nach D. geführt . . . 1 fl. 20 kr.

Ferner: und da ich auch in der Nähe des Gefechts war und auf mich geschossen wurde, so rechne ich hier noch für ausgestandene Todesangst extra auf . . . 1 fl. — kr.

Summa Summarum 2 fl. 20 kr.

D., den . . . . . 1848.

### Neues Wunder.



„Daß Christus der Herr Wunder wirkte, ist bekannt, wie wär' es sonst möglich gewesen, daß er mit wenigen Broden 4000 Menschen gespeist hätte?“

„Das ist gar nichts, Herr Pfarrer; denn da könnt' ich Ihnen Einen nennen, der hat mit einer oktroyirten Verfassung 14,000,000 Menschen abgesselt — und das ist doch nur Papier!“ (Leuchtflugeln.)

### Charade.

(Eingefandt.)

Mein Erstes läßt sich doppelsinnig deuten;  
Denn einmal ist's bald stark und derb zu seh'n,  
Bald schwach, doch niedlich rund, und weich und schön;  
Im andern Sinne plagt's von allen Seiten.  
Mein Zweites ist der Hochaltar der Miene,  
Der Sitz von Tugend, Laster, Sanft und Haß  
Und macht bisweilen Aug' und Wange naß;  
Beim Ersten wohnt es noch im ersten Sinne.  
Dem Feinde müßte einst mein Ganzes gelten  
Es dient zum Kriege, aber nicht allein;  
Auch zum Vergnügen konnt' es brauchbar seyn.  
Jetzt sieht man dieses Werkzeug nur sehr selten.  
Doch fügt am Ende man ein Sylbchen noch daran,  
So könnt' ja Mancher schon, die größte Meng' davon  
In Thal und Berg und Gründen, der Wolf und Kinzig  
finden.